

Stellenangebote  
Neue Positionen -  
neue Aufgaben  
Seiten 21, 35-39

# DIE ZEIT

Für Ihre Reise:  
Angebote -  
Informationen  
Seiten 52-55

Nr. 29 11. Juli 1986  
41. Jahrgang. Preis 3,30 DM

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK · WIRTSCHAFT · HANDEL UND KULTUR

C 7451 C

Zeitverlag Gerd Bucerius KG  
Postfach 10 68 20, 2000 Hamburg 1

## Vom Zwang, vom Drang zur Politik

Zwischen Sonntagsreden und der Wirklichkeit:  
Schriftsteller im Dienst der Aufklärung / Von Rolf Michaelis

Da erhob sich der Schriftsteller und sprach die geflügelten Worte, wir alle sollten zusammen gegen den „künstlerischen Mist“ kämpfen, der das Gesicht des Landes entstelle. So wünschen wir uns unsere Autoren im Westen: immer ein freies Wort auf den Lippen. Doch der da sprach, heißt Georgi Markow. Der Verfasser des Sibirien-Romans „Salz der Erde“ sagte die markigen Worte auf dem Achten Kongreß des Sowjetischen Schriftstellerverbandes, dessen Präsident er ist, in Moskau.

Da nahm der Dichter die Pfeife aus dem Mund und legte ein Bekenntnis ab zum realen Sozialismus: „Der Begriff verdient keinen Hohn. Neben ihm existiert nur sozialistisches klingendes Geschwätz voluntaristischer Art.“ Gleichwohl gebe es unter den bekanntesten Schriftstellern des Landes keine einzige Hofschranze, freilich auch keine, den man als Dissidenten bezeichnen könne. Ja, so reden sie auf ihren Kongressen im Osten. Doch der da sprach, heißt Stephan Hermlin. Der Verfasser von Gedichten und Erzählungen, die in seiner Heimat, der DDR, so gern gelesen werden wie im Westen, sprach sein Gelöbnis auf dem 49. Kongreß des Internationalen PEN-Clubs, deren Vizepräsidenten er einer ist, in Hamburg.

Viele hitzige Reden sind in diesem heißen Sommer gehalten worden über das alte Thema mit neuen Variationen: das Verhältnis der Schriftsteller zur Politik. Selten wird es selbstverständlich hingeworfen, als Teil der Produktionsbedingungen oder schlechte Gegebenheit, die sich Autoren nun einmal nicht aussuchen können. Vom „Zwang zur Politik“ hat Thomas Mann seufzend geschrieben, dem man nicht entkommen könne. Es ist kaum auszumachen, ob die Schriftsteller heute dem schieren Zwang folgen oder lediglich ihrem eigenen Drang zur Konfession nachkommen. Sie erklären sich in Ost und West, sie nehmen Standpunkte ein, nicht immer bequeme, sie erheben ihre Stimme und ertönen Widerspruch und bekommen die Macht der Wirklichkeit schmerzhaft zu spüren.

**Konfessionen:** Max Frisch, das Scheitern der Aufklärung beklagend, malt seinen Kollegen dieses Schreckensbild: „Da die Vereinigten Staaten von Amerika unsere Schutzmacht sind, wird der Aufstand der Reichen gegen die Armen, der dort geglickert ist, unaufhaltbar auch in Europa.“ Walter Höllerer, Schriftsteller und Literaturprofessor, die Zerstörung seiner oberpfälzischen Heimat beklagend, warnt vor einem von der Erfahrung entlarvten Fortschritt, der sich im weiteren Fortschreiten „als veralteter Hinterlader entpuppen könnte, krepiergefährlich“.

„Zucker in die Wunden zu geben, ist schlimmer, als diese mit Salz zu bestreuen.“ So gibt der Schriftsteller Jewtuschenko seinen Kollegen in Moskau zu bedenken und lädt sie ein, sich endlich auch literarisch dem Tabu-Thema von Stalins Terrorherrschaft zu stellen. „Über den Archipel Gulag zu schreiben in sozialistischen Ländern, sieht anders aus als in westlichen.“ So wandte, nicht zu unrecht, Hermlin ein, der vor kurzem im westdeutschen Fernsehen bekannte, er schäme sich seiner Stalin huldigenden Reimereien „nicht im geringsten“.

### „Verquer zum Zeitgeist“

„Wenn wir das Gedächtnis unserer geistigen Vorfahren nicht wirklich ehren, wird man auch uns vergessen.“ Daran erinnert in Moskau der Literaturwissenschaftler Lichtschow. Er fordert Anerkennung und Herausgabe der Werke der toten Dichter Anna Achmatowa, Michail Bulgakow, Boris Pasternak. „Nahezu buchhalterisch hat er, bei strengem literarischem Anspruch, wie nebenbei die Entstehungsgeschichte der Deutschen Demokratischen Republik, den... Übergang vom Nationalsozialismus zum Stalinismus niedergeschrieben, freilich so unerbittlich, daß seine Bücher dort, wo sie ihren Ursprung haben, offiziell nicht vorhanden sind; ein deutscher Autor mehr, der von Staats wegen nicht zur Kenntnis genommen werden darf.“ Daran erinnerte Günter Grass. Er empfahl den früh verstorbenen Uwe Johnson als einen, der (von ihm geforderten) „Schriftsteller als immer verquer zum Zeitgeist liegenden Zeitgenossen“.

**Heißer Sommer, hitzige Reden:** Weshalb aber sollten sich gerade Literaten vornehme Zurückhaltung auferlegen, nur um sich Konflikte zu ersparen und um Problemen aus dem Wege zu gehen, die doch nun einmal in der Wirklichkeit selber angelegt sind? Politiker, Wirtschaftler, Wissenschaftler mögen sich über (im Einzelfall hoffentlich zu lösende) Probleme der Forschung oder des besseren Zusammenlebens verständigen. Schriftsteller, Philosophen, wenn sie nicht auf Fragen des Binnenreims oder der logischen Beweisführung ausweichen wollen, müssen schon bei Gesprächen über Ästhetik, Stil, literarische Kriterien, zeitgemäßes Denken auf die politisch-sozialen Verhältnisse, also auf ihre jeweils verschiedenen Wirklichkeiten zurückkommen.

Man mag die Klage des australischen Schriftstellers Alexander Sheppard verstehen, der vor kurzem zum PEN-Kongreß im den halben Erdball

nach Hamburg geflogen war: „Ich kam nicht nach Hamburg, um Politik zu hören.“ Aber hat es Literatur nicht mit Ernsterem, für das (Über-)Leben Notwendigerem zu tun, als mit – noch so wichtigen – „nur“ literarischen Fragen? Zu deren Diskussion braucht es auch gar keine großen Foren. Wozu Öffentlichkeit herstellen, wenn Wirklichkeit nicht in den Blick, in den Kopf, in den Kampf der besseren Argumente, der genaueren Formulierung kommen darf?

**Macht der Wirklichkeit:** Der Bundespräsident, Hölderlins „dunkles Licht“ beschwörend, hat den Mut, von jener Wahrheit zu sprechen, der Literatur verpflichtet ist, die „oft im Wortsinn trostlos sein mag. Der Trost, den Literatur zu vermitteln mag, ist der, daß es nur in dieser Wahrheit... eine geistig-redliche Existenz zu führen gibt.“ Aber weshalb sind Politiker und Literaten, vor und nach feierlichen Reden, so mutlos?

Auch der bayerische Ministerpräsident Strauß hat in diesen Hundstagen eine Rede gehalten und vor dem Goethe-Institut in München, „eindeutig die Wende“ einladend, von auswärtiger Kulturpolitik Werbung für die Bundesrepublik verlangt. Worin besteht denn dann der Unterschied, wenn von ähnlich ängstlichen Reaktionen, den Anrainern in der DDR, die gleichen Töne herüberschallen? Mit diesen Worten verweigert das Kulturministerium in der DDR dem 1952 in Jena geborenen Lutz Rathenow, der fast nur im Westen publizieren darf, die Ausreise zu einer Gastdozentur in den Vereinigten Staaten: „Wir sind daran interessiert, daß Schriftsteller und Künstler der DDR im Ausland auftreten, die durch ihre künstlerische Arbeit nachgewiesen haben, daß sie die Politik und Kulturpolitik unseres Staates anerkennen und respektieren und sich mit persönlichem Engagement für das Ansehen der DDR einsetzen.“ Da ist es nicht verboten, an den Zensor zu denken, den der Autor Rathenow in einem seiner satirischen Spiele unter dem Namen „Henker“ auftreten läßt. Der spricht, sich selber rühmend, von „einem, den wir wegen seiner Reden um eine Zunge ärmer machten“.

### Ein deutscher Zwist

Die DDR hat – pikant genug – hübsch gewartet, bis sie einem Künstler das Visum aus politischen Gründen verweigert. Doch genau am Tag der Unterzeichnung des deutsch-deutschen Kulturabkommens schlug die Tür vor Rathenow zu. Wer sich dann noch hinstellt, wie der Präsident des DDR-PEN, Heinz Kamnitzer, und vom „Primat radikaler Aufklärung“ in der Literatur faselt, darf sich über Widerspruch nicht wundern. Mit einer an Brechts Sarkasmus geschulten Kunst der Formulierung teilte der aus der DDR ausgebürgerte Hans-Joachim Schädlich der internationalen Öffentlichkeit mit: „Ich war gezwungen, die DDR freiwillig zu verlassen.“

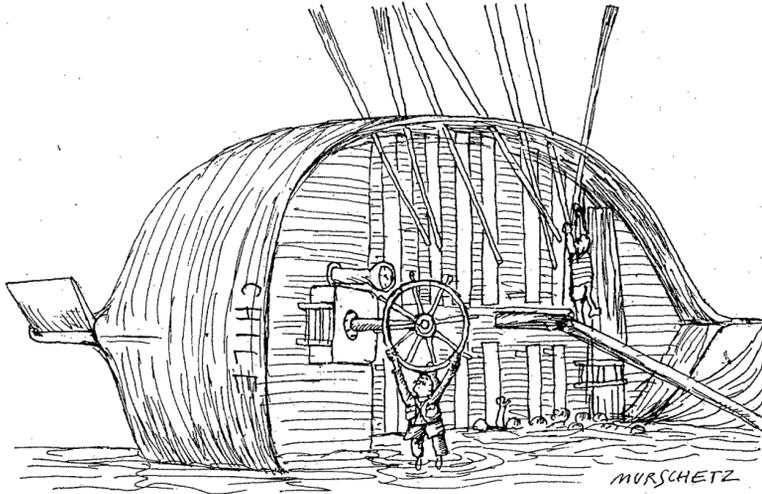
**Querelles allemandes** – nichts als deutscher Zwist? Vielleicht haben diese lästigen Auseinandersetzungen sogar ihr Gutes: Interesse bleibt wach an der „schweren“ Sprache und an einer halbierten Nation, die darunter doppelt leidet. Daß die Schmerzlinie dabei durch Kunst und Literatur läuft, überrascht nicht; werden Veränderungen hier doch oft eher wahrgenommen als anderswo.

Wo Literatur und Politik kollidieren, ist es spannend zu erleben, wie kluge Leute, die sich auf Marx, also: trotz allem auf Aufklärung berufen, auf Immanuel Kants stets aktuelle, weil von Menschen nie zu verwirklichte, weil nicht von allen gewollte Forderung nach dem „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“, wie solche klugen Leute – nein: nicht unmündig, aber doch etwas spitzmülig werden, wenn ihre Sonntagsreden an der Wirklichkeit, etwa an Hermlins „realem Sozialismus“ gemessen werden. „Sprüche glücken kannst Du auch“, lesen wir dazu bei dem von der DDR einbehaltenden Schriftsteller Lutz Rathenow.

Westlich der Elbe schreibend, besteht kein Anlaß, unsere Wirklichkeit nicht an Sonntagsreden zu messen. Müßten wir das nicht schärfer, nicht viel öfter tun? Kein Grund also, gegenwärtigen Klagen über „Eskalation“ oder „Überpolitisierung“ zu applaudieren. Literatur, die (bei aller Schärfe doch) wohltemperierte Auseinandersetzungen nicht verkraftet, hat am Ende des 20. Jahrhunderts die Existenzberechtigung verloren.

Thomas Mann hat im Exil erkannt, „daß Geist und Politik nicht reinlich zu trennen sind; daß es ein Irrtum deutscher Bürgerlichkeit gewesen war, zu glauben, man könne ein unpolitischer Kulturmensch sein“.

Schlichter, einprägsamer, ratloser haben diesen Irrtum vor 200 Jahren zwei deutsche Dichter beklagt; aber auch ihnen wurde die alte deutsche Lust und Last, sich zwischen Geist und Politik entscheiden zu müssen, so schwer, daß heute nicht einmal mehr festzustellen ist, wer dieses „Xenion“ gedichtet hat, Goethe oder Schiller: „Deutschland? Aber wo liegt das? Ich weiß das Land nicht zu finden. / Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.“



Pinochet hält Kurs

## In der Patsche

Spendenaffäre: Ermittlungen gegen die SPD / Von Gunter Hofmann

Wer eigentlich war noch überrascht, als uns der Spiegel gerade wieder mal die Augen über die Moral der Parteien geöffnet hat? Es ist immer wieder das gleiche Muster: Jetzt sieht es also so aus, als habe auch die SPD dank der gemeinnützigen Friedrich-Ebert-Stiftung und einer Querverbindung zur Naphtali-Stiftung in Israel über eine schwarze Kasse verfügt. Durch sie soll gewaschenes Geld illegal in die Parteikasse zurückgefließen sein.

Nach Jahren der Spendendebatte und Flick-Affäre sind wir an vieles gewöhnt und wissen gehörig Bescheid. Auch auf die jüngsten Berichte reagiert man keineswegs ungläubig. Die Parteien haben sich bislang nicht sonderlich reumütig gezeigt – vielleicht hilft nächste Woche das Verfassungsgericht mit zwei neuen Urteilen weiter –, aber sie büßen dafür mit einem Ansehensverlust wie selten zuvor.

Die Unschuld haben eben längst alle Parteien verloren. In zehn Jahren sprechen wir uns wieder, über die Grünen. Macht hat etwas mit Geld zu tun; Politik handelt von Machtfragen, das haben nicht erst die Parteien erfunden. So zynisch das sein mag, sie verhalten sich innerhalb dieser Logik sogar regelgerecht. Das gilt auch für die SPD, wenn die Staatsanwälte des Spiegel recht behalten. Was aber die Beweislage angeht, so muß man noch zweifeln, ob die Ermittler wirklich ans Ziel kommen, vor dem sie sich angeblich schon wähnen. Ein Kronzeuge und denkbarer Beschuldiger, der das Geheimnis der schwarzen Kasse der SPD lüften könnte, ihr allmächtiger Schatzmeister Alfred Nau, ist tot. Über die Herkunft der berühmten „Nau-Millionen“ gab es schon die unterschiedlichsten Versionen, jetzt lautet das Stichwort: Basel. Zu belegen war und ist bisher nichts, jedenfalls nicht schlüssig. Damit ist die SPD nicht fein heraus, aber kann seufzen: Leider hat nur Nau alles gewußt.

Der andere Kronzeuge, Walter Hesselbach, früher Chef der Bank für Gemeinwirtschaft, wird nicht plötzlich in all jene Geheimnisse einweißen, die er kennt, weil er als einziger in diesem ganzen Gremien- und Stiftungs-Dschungel zwischen Bonn, Frankfurt, Basel und Tel Aviv mitzureden hatte. Es fehlen Belege, wofür das Geld verwendet worden ist, so gern man das auch wüßte. Allerdings: Diese Belege sind unerlässlich, wenn die „Gemeinnützigkeit“ nachgewiesen werden soll.

Dagegen kann die SPD argumentieren; sie habe – soweit erkennbar – kein Geld aus der Schweiz erhalten. Es habe sich um ein israelisches Konto der Naphtali-Stiftung gehandelt, auch wenn Hesselbach das „treuhänderisch“ verwaltete. Sie gibt den Schwarzen Peter weiter. Die Naphtali-Stiftung wiederum dementiert, je einen Pfennig der

Spenden zurückgeleitet zu haben. Nun ist das zwar nicht einmal behauptet worden, vielmehr geht es ja darum, wohin das Geld aus der Schweiz floß, aber auch so landet man wieder bei Hesselbach oder Nau, dem Schweigenden oder dem Toten.

Der Verdacht ist da, die Evidenz groß, die politischen Folgen sind bekannt, aber es bleibt auch viel ungeklärt. Die Beweislage ist besonders schwierig: Die Stiftungen bewegen sich gleichsam naturgemäß in einem rechtlich und politisch unüberschaubaren Gelände. Was sie machen, Nebenaußenpolitik nämlich, vollzieht sich nicht immer öffentlich, vielleicht nicht einmal immer legal im Sinne des „Empfängerlandes“. Methode und Sache können trotzdem notwendig sein.

Wer in Francos Spanien Demokratie hineinschmuggeln oder Parteien aufbauen wollte in Portugal, verkündete das nicht auf dem Marktplatz. Auch im Falle der Naphtali-Stiftung (und Walter Hesselbachs) läßt sich eben nicht das Kind mit dem Bad ausschütten; niemand kann behaupten, es handle sich nur um ein Scheinunternehmen zum Zwecke der Steuerhinterziehung.

Was die politischen Folgen betrifft, ist zwar klar: Aus der Patsche käme die SPD nur, wenn sie sich anders als andere verhielte und alles offenlegte. Es wäre freilich naiv anzunehmen, sie wollte das; sie kann es vielleicht auch nicht einmal, jedenfalls nicht vollständig. Denn wer weiß heute noch was? Und soll man sich prinzipiell wünschen, daß alle außenpolitischen Querverbindungen von Stiftungen ohne Rücksicht auf Folgen bloßgelegt werden? Oft könnte das gut sein, es gibt Beispiele für haarsträubende Interventionen, aber oft wäre es auch höchst fatal.

Freilich hört man jetzt auch von der SPD, wie von den anderen Parteien gewohnt, viel Nichtsagendes und Altbekanntes. Es grummelt sogar der Ärger darüber, daß Medien sich „unbefugt“ in Ermittlungen einmischen. Gegen den Vorwurf, der schon die ganze Flick-Affäre begleitet hat, möchte man die Journalisten verteidigen, die jetzt wieder für Öffentlichkeit sorgen, was die Justiz allein vielleicht nicht schafft.

Wir sind freilich immer rascher geneigt, die Parteien, die Stiftungen, die Gewerkschaften zu verdammern. Welcher Morast, welche Moral! Aber es ist schon einigermaßen schizophoren, wie wir die Parteien zugleich als allzuständige und omnipotente Problemlöser betrachten und behandeln.

Bei aller Chuzpe, die Parteien maßen sich nicht einfach so viel nur aus Selbsterhöhung an, sie entlasten und befreien uns schließlich auch auf angenehme Weise vom Geschäft der Politik. Sie sind auch so geworden, weil wir es so zuließen oder wollten.



Reise ins  
andere  
Deutschland

Vor 22 Jahren fuhren drei ZEIT-Redakteure durch die DDR, durch ein „fernes Land“. Jetzt hat sich ein Team von sechs Redakteuren auf eine ähnliche Expedition begeben. In dieser Ausgabe beschreibt Rudolf Walter Leonhardt das Bildungssystem: Wie eine(r) was wird in der DDR.

DDR-Report (IV): Seiten 9-11

## Kampfansage

Ja, so hätten sie's gern wieder, die Konservativen: Ein geschlossenes Geschichtsbild, wie es zu Kaisers Zeiten noch dem ärmsten Volksschüler fürs Leben eingeblutet wurde; ein Nationalbewußtsein, das sich in prächtigen Monumenten und Museen manifestiert; dazu alle drei Strophen des Deutschlandliedes und den Stolz auf des Reiches tausendjährige Herrlichkeit, auf daß der Bürger seinem Leben einen Sinn geben und das Volk die verlorene Identität wiederfinden kann.

Wären da nur nicht die vermaledeiten zwölf Jahre, über die kein Gras wachsen will. Auschwitz stört die ersehnte Harmonie. Angesehene Historiker wie Nolte, Hillgruber, Stürmer, Hildebrand wußten Rat: Man muß den Nationalsozialismus historisieren, also relativieren. Man bestreite die Einzigartigkeit des Holocaust, reduziere ihn zu einer Angstreaktion auf bolschewistisch-asiatische Taten oder antideutsche Handlungen des „Weltjudentums“. Das Mitmachen oder Schweigen der großen Mehrheit des Volkes aber transponieren man ins allzu Menschliche.

Diesem Revisionismus, dem liberal-konservative Blätter und Teile des Regierungslagers Beifall zollen, hat der Frankfurter Philosoph Jürgen Habermas, in bester aufklärerischer Tradition, den Kampf angesagt (siehe Seite 40: „Eine Art Schadensabwicklung“). Seine Abrechnung fordert die Zeitgeschichtsforscher in die Schranken. kj

## Warnschuß

Der Rückzug war schmachlich. Gedemütigt schlich sich Arturo Tolentino aus dem Luxushotel davon, in dem er tags zuvor seinen Eid als „amtierender Präsident“ der Philippinen abgelegt hatte. Mit ihm gaben mehrere hundert schwer bewaffnete Soldaten auf, die den diletantischen Putschversuch schützen wollten.

Was sich wie schlechte Operette ausnimmt, hat einen ernsteren Hintergrund und enthält eine Warnung. Auch viereinhalb Monate nach der Machtübernahme durch Corazon Aquino bleibt die Lage auf den Philippinen instabil. Das zaudernde Vorgehen der sanften Revolutionärin hat nach dem ersten Überschwang die Unzufriedenheit wachsen lassen. Niemand weiß so recht, wohin „Cory“ das Staatsschiff steuern will. Seit Wochen liefern Putschgerüchte durch Manila. Immer fiel dabei der Name von Verteidigungsminister Juan Ponce Enrile, der in aller Öffentlichkeit mit seinen Ambitionen auf das Präsidentenamt kokettierte. Daß Enrile sich jetzt uneingeschränkt zur Präsidentin bekannte, hat seine Stellung in der Regierung gestärkt.

Corazon Aquino bleibt auf die Loyalität der Streitkräfte angewiesen, die ihr zur Macht verholfen haben. Sie muß jetzt Entschlußkraft demonstrieren und Erfolge vorweisen, wenn sie sich gegenüber dem murrenden Militär behaupten will. Schafft sie es nicht, dann stünde die Freiheit der Philippinen, gerade mühsam errungen, wieder auf dem Spiel. M. N.

## Ehrenboris

Boris Becker, unser Boris, verschleißt die Superlative fast so schnell wie die Saiten auf seinem Schläger. Gestern noch Wunderkind, ist er, glauben wir dem Zeugnis der britischen Presse, die es wissen muß, heute schon „Kaiser von Wimbledon“. Die große französische Sportzeitung L'Equipe sieht Boris Becker, Sieger des 99. und nunmehr auch des 100. Wimbledon-Turniers, als den „ersten eines neuen Stammes“ und „mit einem Bein schon im anderen Jahrhundert“. Macht Boris so weiter, werden alle, die ihn beruflich zu besingen haben, demnächst in Formulierungsnöte kommen.

Sieht man ab vom unwiderstehlichen Service des Titelhelden, erscheint zweierlei bemerkenswert an diesem Dakapo eines Wimbledon-sieges. Zum einen: Wie nicht nur die eigenen Landsleute darüber aus dem Häuschen gerieten. Zum anderen: Wie die Hauptperson bei allem ihre jugenhafte Contenance bewahrte. Mindestens so eindrucksvoll wie sein Tennisspiel ist die Art, wie hier ein Achtzehnjähriger der öffentlichen Heldenverehrung standhält – pfißig, schlagfertig, nicht überzogen selbstbewußt, nicht unnötig bescheiden.

Die Heimatstadt, schier verlegen vor soviel Tüchtigkeit, hat ihn nun zum Ehrenbürger gemacht. Eine etwas steife Würde für ein jungeliches As. Ehrenbürger? Sagen wir: Ehrenboris. A. B.

## DIESE WOCHE

Politik	1-5
Politisches Buch	7
Politische Woche	8
DDR-Report	9-11
Leserbriefe	14
Impressum	14, 51
Länderspiegel	15
Wirtschaft	17-31
Dossier	33, 34
Themen der Zeit	40
Feuilleton/Literatur	41-47
Bildung	46
Kritik und Information	48
Reise	52-55
Wissenschaft	58
Modernes Leben	49-60
Stellenanzeigen	21, 35

3 **Im Erfolg isoliert**  
Helmut Schmidt zeigt, wo für Japan nach den Wahlen die Herausforderungen liegen

19 **Bürgergehalt für jeden Tunix?**  
Wolfgang Gehrmann: Die soziale Sicherheit braucht neue Ideen

41 **Ich weiß nicht, wo es mich hintreibt**  
Die Filmregisseurin Margarethe von Trotta im Gespräch mit André Müller

49 **Ein unseliger Name**  
Karl-Heinz Janßen: Warum eine Schule nicht Tannenbergschule heißen sollte



### Himmel auf Erden

Ihre Göttinnen und Heiligen waren deftige Figuren. Zum Jubiläum der Gebrüder Asam erzählt Simon Aiblinger von Leben und Arbeit dieser bayerischen Künstler des Spätbarocks.